

Plan.  
Los!

## Wohin geht das Christentum?

Herausforderungen Probleme und Chancen im 21. Jahrhundert

Diözesanforum Feldkirch 11. und 12. Oktober 2019

Dr. Cesare Zucconi, Gemeinschaft Sant'Egidio, Rom

Liebe Freunde,

ich danke Bischof Benno und Ihnen allen für die Einladung. Ich komme nicht zum ersten Mal hierher, ich freue mich, einige Freunde zu treffen, die ich schon lange kenne.

Dieses Treffen ist wichtig. Denn wir sind zusammengerufen worden, jeder von uns. Wir sind nicht aus Zufall hier.

Der Abschnitt des Propheten Jesaja im 55. Kapitel, den wir in diesen Tagen hören, beginnt im ersten Vers mit einem wichtigen Aufruf des Herrn: „Auf; alle Durstigen, kommt zum Wasser! Die ihr kein Geld habt, kommt...“. „Kommt“, sagt der Herr zu uns. Kommt alle. Wer Geld besitzt und nicht: Gesunde und Kranke, Junge und Alte, wer hier geboren ist und wer aus einem fernen Land gekommen ist, wer Gott kennt und wer ihn kaum oder gar nicht kennt. Der Herr lädt den ein, der durstig ist. Wir alle sind hier, weil wir durstig sind. Der Herr lädt uns ein und ist in unserer Mitte, denn der Herr sagt: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“ (Mt 18,20).

Liebe Freunde, es ist wichtig, dass wir zusammenkommen, um uns in die Augen zu schauen, aufeinander zu hören, miteinander zu sprechen, uns auszutauschen und gegenseitig zu unterstützen, miteinander zu beten, gemeinsam die Freude des Glaubens zu feiern, über die „Zeichen unserer Zeit“ nachzudenken und gemeinsam eine Zukunftsvision im Licht des Wortes Gottes zu finden. Ein Christ braucht Visionen. Die Vision des Christen unterscheidet sich vom Wissenschaftler oder Geopolitiker, ist aber zugleich vom Glauben erleuchtet und sehr konkret und kann die Lebensbereiche in den Blick nehmen. Erhebt eure Augen! Christen sind berufen, Menschen mit einer Vision für eine Welt, die nicht weiß, wohin sie gehen soll: inmitten einer Welt, in der viele Ichs eingeschüchtert um sich kreisen. Die Vision des Christen geht vom Wort Gottes und vom Gebet aus. Nur wer auf das Wort hört, sieht auch das Ferne.

Mitten im Psalter lesen wir in Psalm 119: „Dein Wort ist meinem Fuß eine Leuchte, ein Licht für meine Pfade“ (V. 105). Der Psalter betont: „Ja, du lässt meine Leuchte erstrahlen, der HERR, mein Gott, macht meine Finsternis heil“ (18,29). „Wer das Wort Gottes liest und liebt, sieht das Leben, die Felder des Lebens auf ganz andere Weise, nicht von Angst oder Resignation beherrscht. Denn wir, unsere Gemeinden leiden manchmal unter dem Mangel an Visionen. Die Vision ist kein Pastoralprogramm, sei es noch so gut strukturiert. Wir sind

oft unfähig, über unsere Welt, unsere größeren oder kleineren Probleme und auch über unsere kirchliche Welt hinwegzublicken. Es gibt ein Gefühl von einem unvermeidlichen Niedergang bei den Europäern, die voll Furcht auf die Zukunft schauen, in der Überzeugung, dass es sicher schlechter wird als in der Gegenwart. Um die Vision wiederzufinden, um den Blick von uns weg zu erheben, müssen wir vor allem das Wort Gottes in den Mittelpunkt unseres persönlichen und gemeinschaftlichen Lebens stellen. Papst Franziskus hat im apostolischen Schreiben „Aperuit illis“ am dritten Sonntag im Jahreskreis den Sonntag des Wortes Gottes eingerichtet. Das ist sehr wichtig und ist eine bedeutende Anfrage an uns und unsere Gemeinden. Wie sollen wir ihn feiern? Wir dürfen diesen Aufruf nicht ignorieren.

Der Hl. Hieronymus schreibt: „Wer das Wort nicht kennt, kennt Christus nicht.“ Wir können den Herrn nicht kennenlernen, wenn wir uns nicht eifrig mit der Schrift beschäftigen. Wir können nicht über den Herrn sprechen, wenn wir ihn nicht kennen. Die Bibel gehört uns, liebe Freunde. Das ist die große Errungenschaft des Konzils, dass allen die Schrift anvertraut ist und nicht nur den Spezialisten, den Theologen.

Der Papst schreibt im erwähnten Schreiben: „Die Bibel ist das Buch des Gottesvolkes, das im Hören auf die Schrift aus der Zerstreung und Spaltung zur Einheit gelangt. Das Wort Gottes vereint die Gläubigen und macht sie zu einem Volk.“ Wir alle brauchen das Wasser des Wortes Gottes, der Gemeinschaft mit dem Herrn, einer Gemeinschaft, die uns vereint, uns zu Brüdern und Schwestern, Söhnen und Töchtern des einen Vaters macht. Die gesamte Kirche braucht es. Denn die Kirche ist ein Volk, das gemeinsam in der Geschichte unterwegs ist, und keine Summe von Individuen.

In „Lumen Gentium“ (diesem grundlegenden Konzilstext, den man wieder in die Hand nehmen sollte) liest man: „Zu aller Zeit und in jedem Volk ruht Gottes Wohlgefallen auf jedem, der ihn fürchtet und gerecht handelt (vgl. Apg 10,35). Gott hat es aber gefallen, die Menschen nicht einzeln, unabhängig von aller wechselseitigen Verbindung, zu heiligen und zu retten, sondern sie zu einem Volke zu machen, das ihn in Wahrheit anerkennen und ihm in Heiligkeit dienen soll“ (Nr. 9).

### **Die Erfahrung von Sant'Egidio**

Ich möchte etwas zu Sant'Egidio sagen. Wie ihr wisst, liegen die Anfänge der Gemeinschaft in einer fernen Zeit: im Februar 1968, in einer Gemeinschaft von Jugendlichen, die das Evangelium in die Hand nahmen und es im Klima der Studentenunruhen jener Jahre leben wollten. Die berühmteste der vielen Parolen auf den Mauern von Paris während der Studentenunruhen von 1968 war: „Seid Realisten, fordert das Unmögliche!“ Diese Parole weist auf die utopische Dimension der Studentenrevolte damals hin. Sant'Egidio ist in diesem Klima von Wagemut entstanden und dieses Wort möchte ich hervorheben: Wagemut der Jugendlichen, die Hauptakteure waren und die Einbildung des Glaubens hatten, neue Dinge tun zu können.

In Rom, wo wir entstanden sind, in Europa und vielen Teilen der Welt wehte ein Wind des Wandels. In diesem Klima haben wir als Jugendliche gespürt, dass eine Veränderung der

**Plan.  
Los!**

Strukturen oder der Politik nicht genügt dass vielmehr etwas fehlte, das zum Herzen der Männer und Frauen sprach; das konnte nur das Evangelium und das Wort des Herrn sein. Daher haben wir uns entschieden, unser junges Leben mehr für das Hören auf Gottes Wort und die Nachfolge Jesu als für Politik oder Widerspruch einzusetzen. Dieses Wort hatte uns das Zweite Vatikanische Konzil in die Hände gelegt. Zu Recht hat Olivier (1916-2004) (der bekannte orthodoxe Theologe, der vor wenigen Jahren verstorben ist.) eben 1968 geschrieben: „Die Revolutionen der Gewalt befreien nur, um in einer andere Art unterjocht zu sein. Die einzigen kreativen Revolutionen der Geschichte entstanden durch die Veränderung des Herzens.“ Er hatte Recht. Das war unser Empfinden vor über fünfzig Jahren und auch danach.

Ende der 60er Jahre haben wir in Rom den Weg der Peripherie eingeschlagen: die Baracken, die Rom in manchen Gegenden zu einer Stadt der Dritten Welt machten, die Armen. Dort haben wir verstanden, dass das Evangelium nicht fern von den Armen gelebt werden kann. Die Scheidung zwischen der Kirche und der Welt der Armen hat beiden geschadet. Diese Scheidung ist auch vorhanden, wenn die Armen zu Nutznießern unserer christlichen Dienste gemacht werden und keine Freunde und Geschwister sind, wenn sie keinen Platz im Leben unserer Gemeinden finden.

Denn in diesen Armen, in ihrer Schwäche ist der Herr anwesend, der gesagt hat (und das hat er nirgends sonst getan, außer in Bezug auf die verfolgten Christen in einem anderen Zusammenhang): „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ Und er sagt auch: „Denn ich war hungrig und ihr habt mir zu essen gegeben“ und so weiter (Mt 25,40 und 35). In realer und liebevoller Weise hat die Gemeinschaft schon damals begonnen, die Gegenwart Jesu in den Armen zu spüren. Der bekannte russische Denker Berdajew sagte, dass das Problem meines Brotes materiell ist, aber das Problem des Brotes für meinen Nächsten ist das dringendste der spirituellen Probleme.

Gebet, Hören auf Gottes Wort, Arme und dann auch eine Entdeckung - das war Ende der 80er Jahre - das Bedürfnis, für den Frieden zu kämpfen. Denn — wie Andrea Riccardi, der Gründer der Gemeinschaft Sant'Egidio im Alter von 18 Jahren, sagt: „...der Krieg ist der Vater aller Armut.“

Unsere syrischen Freunde, die 2015 nach Europa gekommen sind, wissen genau, was ein schrecklicher, achtjähriger Krieg bedeutet: er zerstört alles, menschliches Leben, Beziehungen, Geist, Häuser, Städte, Geschichte, Arbeit, Zukunft... Das wissen die alten Menschen unter uns, die den Schrecken des Zweiten Weltkriegs erlebt haben. Der Krieg ist teuflisch, wie ein Papst im Mittelalter gesagt hat. Daher setzt sich Sant'Egidio für den Frieden ein. Wir müssen fähig sein, die Welt von den Dämonen des Krieges zu befreien. Der Friede betrifft uns alle, liebe Freunde. Papst Franziskus gibt in „Evangelii Gaudium“ eine sehr schöne Definition für die Heiligkeit. Was ist die Heiligkeit? Sie bedeutet, in unserem Umfeld Frieden säen! Es ist eine Definition für den Christen: ein Mann oder eine Frau mit offenem Herzen und Denken: Frieden bedeutet integrieren, hereinholen, sowohl im Konflikt als auch im Alltagsleben, sowohl im Dorf als auch in der Politik. Die Christen sind sozusagen Handwerker des Friedens. Der Christ ist eine Art Schneider, der die Welt, unsere Gesellschaften, die Gemeinden, die Familien reparieren soll. Das bezeichnen die Juden als Tikkun Olam: eine im Chaos auseinandergerissene Welt stopfen. Wie viele Spaltungen gibt

es auch heute leider auch unter den Christen. Unsere Aufgabe ist das Zusammennähen. Die Risse in den Generationen, Gemeinden, Familien, Völkern zusammennähen, tikkun olam vollbringen.

Bei seinem Besuch in Trastevere sagte Papst Franziskus 2014: „Geht diesen Weg weiter: Gebet, Arme und Frieden. Und wenn ihr so vorangeht, dann tragt ihr dazu bei, im Herzen der Gesellschaft das Mitleid wachsen zu lassen — was die wahre Revolution ist, die des Mitleids und der Zärtlichkeit die Freundschaft wachsen zu lassen an Stelle der Spukgestalten von Feindschaft und Gleichgültigkeit.“ Wie sehr wird heute, liebe Freunde, Mitleid und Liebenswürdigkeit gebraucht. Freundschaft, um die Gespenster der Angst, der Feindschaft, der Gleichgültigkeit, des Hasses zu vertreiben, die die Herzen vieler auch in Europa gefangen nehmen. Tikkun Olam wird durch Mitleid und Liebenswürdigkeit vollbracht. Unsere Gesellschaften sind oft hart und ungastlich geworden, „sie werfen“ viele Menschen „weg“, lassen sie am Rand, in der Einsamkeit. Unser Kontinent hat vor genau dreißig Jahren mit Freude den Fall einer schrecklichen Mauer gefeiert und erlebt, dass die Mauern zurückkehren. Mauern, um uns vor denen zu schützen, die vor Krieg und Gewalt fliehen.

Wir waren neulich auf Lesbos und Samos in der Ägäis, wo Tausende Kinder, Frauen und Männer dem Unwetter ausgesetzt sind, auf engem Raum mit wenigen Einrichtungen und ohne Perspektive und Hoffnung für die Zukunft. Diese Leute fliehen vor Krieg und Gewalt. Viele Kinder sind darunter. Man darf nicht einfach nur zuschauen. Das Mittelmeer ist eine furchtbare Mauer. Vor wenigen Tagen sind über zwanzig Frauen und Kinder gestorben in der Nähe der sizilianischen Küste. Die Christen dürfen nicht nur zuschauen. Sie müssen nicht nur protestieren, sondern auch die Mauer der Gleichgültigkeit durchbrechen. Das Mitleid lässt Lösungen finden, macht uns kreativ, um vor allem das Leben zu retten. Das Leben retten, das ist oder müsste ein Imperativ unserer europäischen Kultur sein, für die jedes Leben denselben Wert hat, ob es sich nun um ein syrisches oder italienisches Kind handelt. Dies ist die Erfahrung der humanitären Korridore, der legalen und sicheren Wege, die Sant'Egidio mit italienischen Protestanten aufgetan hat und bis heute fast 3000 Menschen ermöglicht haben, auf legalem und sicherem Weg nach Italien einzureisen und sich schnell zu integrieren, denn sie werden von Familien und Pfarreien aufgenommen. 3000 Menschenleben wurden gerettet (manche haben erwähnt, dass Sant'Egidio mehr Flüchtlinge aufgenommen hat als 14 europäische Staaten zusammen); die humanitären Korridore zeigen auch, dass man viel tun kann und dass die Christen angesichts einer Politik, die unfähig ist, Lösungen zu finden, zugleich prophetisch und konstruktiv sein können, indem sie neue und nachahmbare Wege einschlagen.

„Kommt alle“, haben wir vom Propheten Jesaja gehört. Dieses „alle“ ist der Horizont der Gläubigen: nicht nur meine Freunde oder Verwandten, meine Kollegen, die so eingestellt sind wie ich, die von meiner Gemeinde. Nein alle! Jeder und alle gehen uns etwas an, vor allem die Ärmere, die am Rande leben. Auch die, die uns vielleicht unsympathisch erscheinen. Auch die, die uns nicht mögen. Auch die, vor denen wir vielleicht Angst haben oder die ganz anders sind als wir. Die Jünger Jesu sind aufgerufen, die Universalität des

Evangeliums zu leben, das für alle ist. Wir sind aufgerufen, die Liebenswürdigekeit und Liebe Gottes zu allen zu bringen, nur das kann die Welt verändern.

Im Klima der 68er Jahre haben wir den Wagemut zum Träumen gespürt, um die Dinge nicht hinzunehmen, wie sie sind, dass die Armen arm bleiben, dass das Evangelium nicht an viele weitergegeben wird, dass das Leid vieler und der Krieg als normal angesehen werden. Mit den Widersprüchen haben die 68er-Jahre eine Kultur des Wagemutes und nicht der Unterwürfigkeit hinterlassen: eine Kultur der Freiheit und Verantwortung. Man kann frei sein, nicht durch die Vergangenheit eingeschüchtert, nicht dazu verpflichtet, sie ständig, zu wiederholen.

Realisten sind diejenigen, die das Unmögliche suchen. Gegen die Resignation und gegen das „man macht es, weil es immer so gemacht wurde“: Freiheit zum Träumen und Wagemut. Der Realismus heißt, keine Pessimisten sein (das ist immer die einfachste Sache), es heißt, das Unmögliche zu fördern und dafür tätig zu sein. Die Revolte gegen das Unmögliche traf auf den Glauben des Evangeliums. Das Evangelium spricht über die Wunder Jesu, den Sieg über das Unmögliche. Jesus sagt zum verzweifelten Vater des Besessenen: „Alles kann, wer glaubt“ (Mk 9,23). Und weiter: „Für Menschen ist das unmöglich, aber nicht für Gott; denn für Gott ist alles möglich“ (Mk 10,27).

### **Zeit der Angst**

Heute ist das Klima so anders als in der Zeit unserer Anfänge. Denn wir leben in einer Zeit mit vielen Ängsten. In Europa, einem reichen Kontinent, der seit mehr als siebzig Jahren keinen Krieg mehr erlebt hat, haben die Menschen Angst vor der Zukunft, vor der Invasion der anderen durch die Einwanderung, vor dem Terrorismus. Das sind auch die Ängste eines Volkes von alten Menschen. Auch auf anderen Kontinenten, die jünger und weniger wohlhabend sind als Europa, gibt es Angst. In Afrika haben die jungen Menschen Angst vor der Zukunft: Einige verlassen ihr Land und wandern auf gefährlichen Wegen aus, während viele denken, sie könnten ihre Situation nicht verbessern. Zygmunt Bauman, der große Interpret der zeitgenössischen Welt, schreibt: „Die schrecklichste Angst ist weit verbreitet, verstreut, undeutlich, frei, desillusioniert, fluktuierend, ohne eine klare Adresse oder Ursache; die Angst, die uns ohne Grund verfolgt...“. Bauman hat Recht, wenn er von einer weit verbreiteten Angst spricht.

In unserer Welt sind die Sicherheiten von gestern verloren gegangen: Es gibt eine umherwabernde und unklare Angst. Sicherlich kann man viele Gründe für die Angst anführen. Doch es besteht kein Zweifel daran, dass wir heute besser leben als vor einem halben Jahrhundert. Es besteht kein Zweifel daran, dass viele Teile der Welt sicherer sind. Doch es gibt Angst. Die Angst kommt von dem großen kulturellen Wandel, der sich in den letzten dreißig Jahren mit dem Prozess der Globalisierung vollzogen hat: Grenzen haben sich geöffnet; wir wissen viel über die große weite Welt durch die Medien; wir sind nicht durch Trennwände und Entfernungen geschützt; Menschen, die verschieden sind, nähern sich einander an und leben zusammen. Der Horizont ist nicht mehr der des Dorfes oder der Stadt; nicht mehr der der Nation; vielmehr beginnt es, der Horizont einer großen und grenzenlosen Welt zu sein. Aus dem Fenster meines Lebens schaue ich mit Angst: Woher

wird das Böse auf mich zukommen? Wer wird mich beschützen? Welchen Weg wird diese Welt nehmen?

Von Zeit zu Zeit glaubt die Angst, sie könne ihre Berechtigung in der Realität finden: Die Angst kann sich auf Migranten beziehen vor allem, wenn sie einer anderen Religion angehören, auf eine ethnische Gruppe, eine Person oder jemand, der anders ist. So wird Angst zu Hass oder Verachtung, und die Leute können gar gewalttätig werden. So wird Gewalt als eine präventive Gewalt gegen andere gerechtfertigt, und man schlägt die anderen, um zu vermeiden, dass eines Tages sie mich schlagen, denn ich bin überzeugt, dass sie mir Böses wollen. Gesellschaften voller Angst sind gewalttätiger und verfallen leichter dem Hass oder der Verachtung. In der islamischen Welt breiten sich verschiedene Arten des Fundamentalismus aus, aber auch in unserer europäischen Welt wächst der Faschismus in seinen verschiedenen Schattierungen, welche den Weg bilden, auf dem Europäer sich radikalieren.

Und auch wir Christen können uns von der Angst vor der Geschichte ergreifen lassen. Die christliche Welt erkrankt manchmal an der Ketzerei der Angst. In der langen Geschichte des Christentums hat es viele Ketzereien gegeben, Lehren mit einem theologischen Inhalt, die sich vom wahren Glauben abspalteten. Heute sind für mich das vorrangige Problem nicht die ketzerischen Lehren. Vielmehr ist die größte Ketzerei diejenige der Angst. Es ist wirklich eine Ketzerei, man kann diesen Fachbegriff verwenden, denn sie glaubt nicht an die Auferstehung Christi, der den Tod überwindet und alles neu macht. Die Ketzerei der Angst zeigt, wie die Kultur der Angst, die unserer Zeit zueigen ist, die Christen und die Kirche infiziert, die Kraft des Evangeliums abstupfen lässt, die Hoffnung in Ketten legt und den Glauben zu einer reinen Vertröstung macht. Man erwartet nicht mehr das Reich Gottes, sondern gibt sich mit dem Gegenwärtigen zufrieden.

Die Ketzerei der Angst löscht vor allem den Geist der Prophetie aus, die aus dem Evangelium entspringt. So verengt sich die Kirche und akzeptiert, eine Gemeinschaft ohne Träume zu sein, die nicht vor ihre Türe hinaustritt. Der Dienst kann zur Verwaltung der Gemeinschaft oder ihrer Institutionen werden. Denn es gibt ja jeden Tag pastorale, administrative, persönliche, institutionelle Probleme... so viele, dass sie das ganze Leben ausfüllen können. Man tut also alles, was von einem erbeten wird, während man auf seinen vollen Terminkalender schaut und das Gefühl hat, dass man aufopferungsvoll seine Pflicht und Schuldigkeit getan hat. Das ist sicherlich nichts Schlechtes. Doch der Herr hat uns vor allem dazu gesandt, dass wir einen prophetischen Dienst erfüllen, damit die Welt glaubt, damit die Welt sich verändert. Am Anfang des Matthäusevangeliums lesen wir das, was das Herz seiner Predigt bildet: „Kehrt um! Denn das Himmelreich ist nahe.“ (4,17). Das ist der -Maßstab für die Verkündigung.

### **Eine Kirche der Märtyrer**

Schauen wir aus unserer Welt heraus, liebe Freunde: Die Kirche ist wieder zu einer Kirche der Märtyrer geworden. Es ist das Martyrium der Friedfertigen. Die Christen stellen, besonders in Ländern, die von Gewalt, Barbarei, Mafia-Organisationen, religiösem

Fanatismus geprägt sind, die Gegenwart einer ganz anderen Art zu sein dar, die sich unterscheidet und sich der Logik des Bösen nicht anpasst. Ihr Anderssein, ihre Verschiedenheit, führt eine Alternative vor Augen, die es schon gibt, einen stillen Protest im vergifteten Klima des Todes, der Lüge, der Gewalt, der 'Herrschaft- des Geldes und der Falschheit. Sie sind die lebendige Prophetie einer menschlichen Art zu leben, die auf dem Evangelium gegründet ist. Wohin geht das Christentum des 21. Jahrhunderts? Es geht hin zum einem Christentums der Märtyrer, denn es bezeugt der Welt, dass Jesus, alleine Jesus, uns lehren kann, wie wir menschliche Männer und Frauen sein können. Seine Prophetie erschüttert die Welt, und dies so sehr, dass sie - wie wir gesehen haben - gewalttätige und mörderische Reaktionen hervorruft. Die Märtyrer offenbaren die wahre Kraft des Christentums, und das ist der Grund, warum sich die christlichen Gemeinden der ersten Jahrhunderte auf ihr Zeugnis gründeten und sich um ihre Gräber versammelten, da sie in ihnen Propheten des christlichen Lebens erkannten. Sie spürten, dass aus dem Martyrium eine Offenbarung entspringt: die Kraft des Evangeliums inmitten der menschlichen Schwäche. Eine Kraft, die stärker ist als die Mächte dieser Welt, sodass diese sie hassen und töten. Der Apostel Paulus drückt dieses Bewusstsein aus, wenn er schreibt: „Deswegen bejahe ich meine Ohnmacht, alle Misshandlungen und Nöte, Verfolgungen und Ängste, die ich für Christus ertrage; denn wenn ich schwach bin, dann bin ich stark.“ (2 Kor 12,10). Die Märtyrer zeigen, dass Schwäche keine Grenze und auch keine Last ist. Vielmehr besteht die wirkliche Schwäche, die uns kraftlos werden lässt, darin, dass wir uns nicht von der Kraft des Evangeliums ergreifen lassen.

### **Wohin geht die Welt des 21. Jahrhunderts?**

Wir können nicht sagen, wohin die Welt des 21. Jahrhunderts geht, die so groß, grenzenlos und global ist. Daher kommen - wir haben es schon mehrfach gesagt - die vielen Ängste der Menschen und auch unsere Ängste. Aber die Kirche kann sich nicht von der Angst beraten oder gar leiten lassen. Wir haben schon von der Ketzerei der Angst gesprochen, die uns oft dazu drängt, nicht aufzublicken und keinen weiten Blick zu haben, sondern bei den kleinen Problemen des Alltags zu verharren und uns fleißig zu fühlen, weil wir ständig am Hin- und Herlaufen sind. Oft verhalten wir uns wie die Jünger Jesu am Jakobsbrunnen von Sychar, als sie sich damit aufhielten, mit ihm Kleinigkeiten zu diskutieren. Sie fragten sich, warum er mit einer Frau in der Öffentlichkeit sprach und ob er denn von jemandem etwas zu essen bekommen habe. All das waren interne Probleme ihrer Gruppe, die sie mit großer Leidenschaft erfüllten. An einem bestimmten Punkt sagt Jesus dann, vielleicht aus Ungeduld angesichts von so viel Engstirnigkeit: „Erhebt eure Augen und seht, dass die Felder schon weiß sind zur Ernte!“ (Joh 4,35).

Diese Tage sollen eine Gelegenheit sein, miteinander die Augen zu erheben. Der Herr bittet uns alle, unsere Augen zu erheben und in die Ferne zu blicken: auf die Felder des Lebens, die schon weiß zur Ernte sind. Das Christentum des 21. Jahrhunderts weiß, wohin es gehen soll, denn es ist nicht berufen, seinen eigenen Willen zu erfüllen, sondern den Willen des

Herrn. Dieser sagt am Ende des Evangeliums: „Geht und macht alle Völker zu meinen Jüngern; tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“ (Mt, 28,19). Deshalb sollen wir uns die Felder anschauen, die schon weiß zur Ernte sind, und das überall, um zu lehren und das Wort weiterzugeben. In diesem Abschnitt kann man lesen, dass die Elf; als sie den auferstandenen Jesus sahen, sich niederwarfen, aber einige hatten Zweifel. Wir alle werfen uns nieder. Aber einige haben Zweifel. Wir brauchen keine Angst vor dem Zweifel und auch nicht vor der Angst zu haben. Man braucht sich nicht für die Angst zu schämen, denn Jesus weiß, dass es im Herzen des Menschen Angst gibt, und so sagt er auch „Fürchtet euch nicht“. Der Herr bittet uns gar nicht darum, mutig zu sein und Mut ist auch gar keine so entscheidende Tugend sondern darum, an die Prophetie seines Evangeliums zu glauben, die unsere Herzen und die Herzen der Menschen verändert und so die Welt menschlicher macht und verwandelt. Ja, die Prophetie des Evangeliums ist eine große Kraft, und deshalb macht sie denen Angst, die Dunkelheit schaffen wollen. Deshalb ist, wie schon gesagt, die Kirche heute wieder zu einer Kirche der Märtyrer geworden.

In unserer Welt, die durch die Globalisierung stärker geeint ist, können wir unsere Gemeinschaften und Institutionen nicht wie belagerte Zitadellen verwalten und uns auch nicht der allgemeinen Gleichgültigkeit angleichen. Die Herausforderung, vor die uns Papst Franziskus mit „Evangelii Gaudium“ gestellt hat, besteht darin, ein Volk zu sein - klein oder groß, aber ein Volk -, das die Käfige der Gewohnheiten verlässt und mitten im Leben anwesend ist, als - wie es der Papst sagt - „der Sauerteig Gottes inmitten der Menschheit“.

Die Kirche nimmt wieder Fleisch an, wird wieder zu einer menschlichen Gemeinschaft, indem sie sich unter die Menschen verströmt. Man könnte einwenden, dass die Leute nicht vorbereitet oder gut ausgebildet sind. Aber es gibt einen Instinkt und eine Begeisterung, die zum Aufbruch drängen. Die Samariterin wurde nicht durch einen Kurs vorbereitet, aber nachdem sie Jesus getroffen hatte, lief sie, um die Leute ihres Hauses zu rufen und sie zu Jesus zu bringen. Wohin geht das Christentum? Es geht mitten unter die Menschen und nimmt sich dabei aller an, der Armen aller Religionen und Ethnien, und es lebt die Sympathie mit allen und gibt allen das Evangelium weiter. Wenn das Christentum nicht diesen Weg einschlägt, läuft es Gefahr, zu einer sektiererischen Gemeinschaft unter anderen Gemeinschaften zu werden.

Angesichts resignierter Menschen, die verschlossen sind gegenüber den anderen und verschlossen gegenüber Gott: sollten wir da nicht die Menschen ändern? Aber wie? Wir haben die großen Werkzeuge des Evangeliums. Petrus sagt dem Gelähmten in Jerusalem: „Silber und Gold besitze ich nicht. Doch was ich habe, das gebe ich dir: Im Namen Jesu Christi, steh auf und geh umher!“ Dies ist das Werkzeug des Evangeliums: Umhergehen und die anderen befähigen, im Namen Jesu umherzugehen.

Ein resignierter Mensch ist berufen, ein Mensch zu werden, der sein Glück darin findet, anderen etwas zu geben. Der Papst sagt: „Wenn die Kirche zum Einsatz in der

Verkündigung des Evangeliums aufruft, tut sie nichts anderes, als die Christen auf die wahre Dynamik der Verwirklichung ihrer eigenen Person hinzuweisen; denn das Leben wächst und reift in dem Maße, in dem wir es anderen schenken".

Und er fügt hinzu: „Wer das Evangelium verkündet, darf kein Gesicht machen wie bei einer Beerdigung", denn sehr oft machen wir Christen solche Beerdigungs-Gesichter, aber „das Herz erleuchtet das Gesicht", sagt das Buch Jesus Sirach. Es reicht nicht aus, Recht zu haben, die richtige Lehre zu haben, man braucht zwei Arme, um die Menschen zu umarmen, einen sprechenden Mund, ein Gesicht, das zu lieben versteht.

Der Papst sagt: „Die Mission ist kein Teil meines Lebens, ein Moment, sie ist nichts, was ich aus meinem Sein ausreißen kann, - ich bin eine Mission auf dieser 'Erde'. So definiert er, was es bedeutet, Christ zu sein. An einer anderen Stelle sagte Bergoglio: „Wenn dein Tun nicht auf das Wohl der anderen ausgerichtet ist, wirst du nichts Großes tun". Und wir, liebe Freunde, auch wenn wir klein sind, sind aufgerufen, große Dinge zu tun.

Liebe Freunde, zum Schluss möchte ich sagen: Die Kraft des Evangeliums, die Liebe zu den Armen und die Liebe zum Frieden: in diesem dreifachen Dienst liegt die Möglichkeit, diese Welt besser zu machen.

Die Welt braucht das Wasser, das Wort, die Liebe, die das Christentum bringen kann. In einer Zeit der Angst braucht es Kühnheit, die Kühnheit des Evangeliums, der Apostel, der Märtyrer, der Missionare, die in den ersten Jahrhunderten, aber auch in anderen Jahrhunderten ganze Kirchen aufgebaut haben. Natürlich haben wir alle unsere Grenzen, aber so lehrte ein großer jüdischer Weiser, der zur Zeit Jesu lebte: „Wenn es an Menschen fehlt, bemühe du, gerade du, dich darum, Mensch zu sein!

Danke.

ES GILT DAS GESPROCHENE WORT